Wird die Koedukationsdebatte überleben? Das Geschlecht als kulturelle Ressource

Im Zentrum der Diskussion um die gemeinsame Unterrichtung von Jungen und Mädchen steht die Stellung der Geschlechter zueinander (FAULSTICH-WIELAND 1991, S. 9). Das gilt für die Auseinandersetzungen Ende des letzten Jahrhunderts genauso wie für die Kontroverse in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts, die Reformen Ende der 60er Jahre und die Wiederaufnahme der Diskussion in jüngster Zeit. Allerdings haben sich die Akzente verschoben. Anfang der 30er Jahre bestimmte GEHEEB die Koedukation dahingehend, daß es ihr theoretisch wie praktisch um die "wunderbare Welt der zweigeschlechtigen Differenzierung" gehe, die es gelte, "für die Entwicklung des Kindes möglichst fruchtbar werden zu lassen" (GEHEEB 1931, S. 488). Diesem wohlgefälligen Einverständnis mit einer als natürlich unterstellten Differenz der Geschlechter steht seit den 50er Jahren eine Position gegenüber, die das Arrangement der Geschlechter nach Kriterien der Gleichheit beurteilt. GEHEEBS ontologisierender Blick auf die Geschlechterdifferenz ist von einer feministischen Kritik abgelöst worden, die das Konstrukt der komplementären Geschlechterkulturen als Ideologie ausweist.

Dabei fällt auf, daß es bisher kaum gelungen ist, begriffliche Klarheit zu schaffen. Nicht nur gibt es seit Beginn der 90er Jahre Bemühungen, das Geschlecht zu dekonstruieren, auch die empirische Forschung zeigt, daß die Differenz von Mann und Frau nicht (mehr) jener alles durchdringende, Ungleichheit erzeugende Faktor darstellt, für den sie lange Zeit ausgegeben wurde. Dafür sind verschiedene Gründe verantwortlich, wobei einer bereits in der Logik von Differenzbehauptungen liegt. Anerkennt man mit FRAISSE (1995), daß sich über Verschiedenheit ohne ein Substrat von Gleichheit nicht sprechen läßt, so muß man zugleich einräumen, daß in keiner Weise vorgegeben ist, in welcher Hinsicht Verschiedenheit wahrgenommen wird. Sollte sich die Linse des Geschlechts für Differenzbehauptungen trüben, hätte dies unmittelbar Folgen für die Kritik am koedukativen Unterricht. Denn ein "Anprangern der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern" (FRAISSE 1995, S. 144) ist nicht mehr zu leisten, wenn sich das Geschlecht als "theoretische Unmöglichkeit" (ebd., S. 40) herausstellt. Während FAULSTICH-WIELAND und

HORSTKEMPER (1996) "100 Jahre Koedukationsdebatte – und kein Ende" konstatieren, stellt sich die Frage, ob die Debatte aufgrund ihrer theoretischen Schwäche nicht schon bald ein vorzeitiges Ende finden könnte.

Ich möchte dieser Frage nachgehen, indem ich einen Blick auf die Entstehung des Gleichheitsdiskurses werfe, um nach theoretischen Voreingenommenheiten und möglichen Alternativen Ausschau zu halten. Dabei untersuche ich die Logik, nach der die Frauen aus dem Universum der Menschen ausgegrenzt werden (1), skizziere die begriffliche Ambivalenz, die durch die Deinstitutionalisierung des Geschlechterverhältnisses entstanden ist (2), und diskutiere die Auflösung der Kategorie des Geschlechts im Begriff der Androgynie (3). Als Ausweg aus der dilemmatischen Problemlage plädiere ich für einen Wechsel der Fragestellung, wobei ich auf eine eigene Untersuchung zum koedukativen Physikunterricht Bezug nehme (4). Abschließend grenze ich mich kritisch vom Programm des Dekonstruktivismus ab und plädiere für eine konstruktivistische Position (5).

1. Der unaussprechliche Mann

Während Mann und Frau noch anfangs des 18. Jahrhunderts eher soziale Positionen und Funktionen denn natürliche Unterschiede bezeichneten (FREVERT 1995, S. 25ff.), begann schon bald danach eine Separierung der Geschlechter, die deren Differenz als naturgegeben auswies. Das während langer Zeit gültige biologische Ein-Geschlecht-Modell, wonach der weibliche Körper eine mindere Version des männlichen darstellt, wurde durch ein Zwei-Geschlechter-Modell abgelöst, das Mann und Frau qualitativ verschiedene Körper zuwies (LAOUEUR 1996). Dazu kam eine allmähliche Abkehr der anthropologischen Entwürfe vom cartesianischen Dualismus (MORAVIA 1989, S. 40ff.). Auf diese Weise konnte es gelingen, die Differenzen im Erleben und Verhalten der Geschlechter auf unterschiedliche natürliche Dispositionen zurückzuführen. Indem die Psychen von Mann und Frau in Entsprechung zur jeweiligen Physis gesetzt wurden, vermochte die Anatomie zum methodischen Ideal der Bestimmung des Geschlechterverhältnisses zu avancieren (HONEGGER 1991). 1 Kaum war mit der Proklamation der Menschenrechte die Gleichheit der Menschen zum Ideal erhoben worden, setzte ein Prozeß der Ausgrenzung der Frauen aus dem Horizont der Egalität ein.

¹ Die Entwicklung kulminiert in FREUDS, ein Wort NAPOLEONS variierendem Diktum, wonach die Anatomie das Schicksal sei (FREUD 1982, S. 249).

Eine wesentliche Stütze dieses Ausgrenzungsprozesses bildete in ideologischer Hinsicht die Sublimierung des Mannes zum geschlechtsneutralen Wesen. Obwohl körperlich von der Frau verschieden, soll der Mann den Dualismus der Geschlechter zu übersteigen vermögen. Anschaulich zeigt dies die Geschlechtermythologie von Weininger, die dem Mann, nicht aber der Frau einen offenen Horizont der Möglichkeiten zuweist. "Der Mann hat alles in sich, und mag nur, nach den Worten Picos von Mirandola, dies oder jenes in sich besonders begünstigen. Er kann zur höchsten Höhe hinaufgelangen und aufs tiefste entarten, er kann zum Tiere, zur Pflanze, er kann auch zum Weibe werden ... Aber die Frau kann nie zum Manne werden" (Weininger 1917, S. 241 – Hervorhebung W.H.). Dem Mann ist das ganze Spektrum des Menschseins zugänglich, der Frau nur das ihr anatomisch vorgegebene. Als ob Weininger die Schöpfungsgeschichte hätte bekräftigen wollen, die in ihrer gängigen Version vom Menschen = Mann ausgeht, dem aus dem eigenen Leib eine Frau zur Seite wächst (Gen 2, 21-23).

Das Allgemein-Menschliche heftet sich an den Begriff des Männlichen. Die Frauen erscheinen in ihrer Andersartigkeit nicht mehr als mindere Männer, sondern als minderwertige Menschen. Sie bleiben in ihren existentiellen Möglichkeiten eingebunden in die Grenzen ihres Körpers, während der Mann als kulturschaffendes Wesen seinen biologischen Rahmen zu sprengen vermag. Als Ich und Subjekt ist der "verdoppelte Mensch-Mann" (MEHLMANN 1998, S. 98) reine Aktivität, während die Frau zum passiven Wesen degeneriert, das ausschließlich durch seine Geschlechtlichkeit definiert wird.

Noch BEAUVOIR erweist sich in ihrer Analyse des "anderen Geschlechts" als Opfer der Gleichsetzung von Mann und Mensch. Liegt das Bestimmungsmerkmal des Menschen in der Transzendenz, so erscheint die Frau gegenüber dem Mann als defizitär. Eingebunden in ihre Leiblichkeit, vermag sie sich nicht wie der Mann über die tierische Existenzform zu erheben. "Die männliche Aktivität hat dadurch, daß sie Werte geschaffen hat, die Existenz selbst als Wert gesetzt; sie hat über die verworrenen Kräfte des Lebens den Sieg davongetragen; sie hat die Natur und die Frau unterjocht. ... weil die Frau nicht an der Arbeits- und Denkweise des Mannes teilnahm, weil sie in dumpfer Abhängigkeit von den Mysterien des Lebens verharrte, hat sie der Mann nicht als seinesgleichen anerkannt; in dem Augenblick aber, als er sie nicht auf seine Stufe aufnahm, sondern sie in seinen Augen die Dimension des Anderen behielt, mußte der Mann zu ihrem Unterdrücker werden" (BEAU-VOIR 1990, S. 73, 83). Die Unterdrückung der Frau verdankt sich ihrer natürlich begründeten Unfähigkeit, die körperlichen Grenzen ihrer Lebensform zu übersteigen.

Die Zuordnung der Natur zum Weiblichen und der Kultur zum Männlichen verstärkt die in der Gleichsetzung des Männlichen mit dem Menschlichen angelegte Hierarchisierung des Geschlechterverhältnisses. Aus funktionalen Differenzen werden naturhaft fixierte Geschlechtscharaktere (HAUSEN 1976). Dabei entsteht eine eigenartige Asymmetrie. Während über die Besonderheiten des Weibes geschwätzige Merkmalskataloge angelegt werden, bleibt das Wesen des Mannes auffallend unbestimmt. Wie SIMMEL bemerkt, gibt es zwar "unzählige Frauenpsychologien, aber kaum eine Männerpsychologie" (SIMMEL 1983, S. 74). FREUD liefert eine anschauliche Bestätigung dieser These.² In der "Neuen Folge" seiner "Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse" findet sich ein ganzes Kapitel über die Weiblichkeit. Einleitend schreibt FREUD, seine heutige Vorlesung beschäftige sich mit einem Thema, das Anspruch auf Ihr Interesse hat wie kaum ein anderes. Über das Rätsel der Weiblichkeit haben die Menschen zu allen Zeiten gegrübelt ... Auch Sie werden sich von diesem Grübeln nicht ausgeschlossen haben, insoferne Sie Männer sind; von den Frauen unter Ihnen erwartet man es nicht, sie sind selbst dieses Rätsel" (FREUD 1974, S. 545). Über das Rätsel der Weiblichkeit haben die Menschen zu allen Zeiten gegrübelt, will sagen: Zu allen Zeiten haben die Männer darüber gegrübelt. Der Mensch ist der Mann. Deshalb gibt es bei FREUD keine Vorlesung über die Männlichkeit. Das Rätsel bilden die Frauen, weil sie vom allgemein Menschlichen, das von den Männern verkörpert wird, abweichen.3

In dieser Asymmetrie spiegelt sich nicht nur die Definitionsmacht der Männer gegenüber den Frauen. Sie zeigt auch eine begriffliche Verlegenheit, die aus der Gleichsetzung des Männlichen mit dem Menschlichen folgt. Ist nämlich der Mensch mit dem Mann identisch, so fällt eine *Definition* dessen,

² Schon Kant bemerkte, daß "... in der Anthropologie die weibliche Eigentümlichkeit mehr als die des männlichen Geschlechts ein Studium für den Philosophen (ist)" (Kant 1983, S. 648).

³ Dementsprechend bildet in Freuds Schema der psychosexuellen Entwicklung der männliche Entwicklungsgang die Norm, an der gemessen der weibliche als abweichend und diffus erscheint. Freud ist davon ausgegangen, geschlechtliche Differenzierung ergebe sich erst in der Pubertät, vorher sei mit einer "ursprünglich bisexuellen Veranlagung" (Freud 1982, S. 53) zu rechnen, d. h. mit einer Unabhängigkeit von Sexualtrieb und Sexualobjekt (ebd., S. 58). Erst die Objektwahl definiere das Kind als Jungen oder Mädchen. Doch genau genommen hat die erste Entwicklungsphase des Mädchens "männlichen Charakter"; "... erst die zweite ist die spezifisch weibliche" (ebd., S. 278). Das Weibliche erscheint als gehemmte Männlichkeit. Eine Frau ist ein Mann, der in seiner Entwicklung stehengeblieben ist, da er den Ödipuskomplex nicht zu überwinden vermochte (ebd., S. 264ff.).

was männlich ist, schwer. "Das allgemein Menschliche, von dem die geschlechtliche Spezialität ein Sonderfall sein soll, ist mit dem Männlichen derart solidarisch, daß keine spezifische Differenz gegen dieses an ihm angegeben werden kann: das schlechthin Allgemeine läßt sich nicht definieren" (SIMMEL 1983, S. 74). Dafür steht bei BEM der Begriff des Androzentrismus, d. h. "... a definition of males and male experience as a neutral standard or norm, and females and female experience as a sex-specific deviation from that norm" (BEM 1993, S. 2). Androzentrismus ist nicht die Behauptung der Überlegenheit des Mannes und der Unterlegenheit der Frau, sondern die bereits von BEAUVOIR (1990, S. 10f.) konstatierte Logik, wonach das Männliche dem Menschlichen gleichgesetzt wird und das Weibliche als das davon abweichende "Andere" erscheint.

Nach der klassischen Lehre der Begriffsbildung läßt sich nur definieren, was sich von etwas unterscheidet. Wobei ein Unterschied im Falle der Geschlechter zwar gegeben wäre, aber nur in einer Richtung sichtbar ist. Da der Mann zugleich der Mensch ist, d. h. als Differenz zur Frau diese in ihrem Menschsein repräsentiert, kann er im Verhältnis zur Frau nicht definiert werden. Verkörpert er die Gattung (genus proximum), von der die Definition durch Angabe einer Differenz (differentia specifica) auszugehen hat, so gibt es keine Differenz, durch die er selbst definiert werden könnte. Wie das Göttliche ist das Männliche unaussprechlich: homo absconditus.⁴

2. Vom Mann ohne Eigenschaften zur Frau ohne Eigenschaften

Solange nur vom *Menschen* und von den *Frauen* gesprochen wird, ist das Geschlecht lediglich in *einer* Form präsent: Das Geschlechtliche ist das Weibliche. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts beginnt die Vergeschlechtlichung des männlichen Individuums (Mehlmann 1998). Eine eigentliche Geschlechter*forschung* ist aber kaum vor den 80er Jahren auszumachen. Dabei ist die gesellschaftliche Entwicklung von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die zunehmende Individualisierung der Gesellschaft seit den 60er Jahren führt zur Auflösung traditioneller Bindungen und zur vermehrten Inklusion *beider* Geschlechter in Kontexte, die zuvor ausschließlich den Männern zugänglich waren (Herzog / Böni / Guldimann 1997). Das klassische Bild vom Mann als Patriarch und Herrscher verliert an sozialer, politischer und moralischer Legitimität.

⁴ Ich übernehme den Ausdruck von Plessner (1976), der ihn auf den Menschen bezieht!

Der Wandel von einer segmentär zu einer funktional differenzierten Gesellschaft entgrenzt die Semantik der Gleichheit. In dem Maße, wie aus der Gesellschaft ein heterogenes Gefüge multipler Kontexte sozialen Handelns wird, kann die Unterscheidung von Männern und Frauen nicht mehr dazu benutzt werden, um die ersteren das allgemein Menschliche repräsentieren zu lassen (LUHMANN 1996, S. 125ff.). Erweisen sich auch die Frauen als eingebunden in soziale Systeme wie Staat, Recht, Wirtschaft, Wissenschaft oder Kunst, so löst sich ihre definitorische Zuordnung zum Nicht-System der Familie auf. Der Abbau des ideologisch erzwungenen Modernitätsrückstandes der Frauen läßt die Gleichheitssemantik in den Geschlechterdiskurs eindringen, ja begründet diesen Diskurs allererst. In einer funktional differenzierten Gesellschaft spielen zugeschriebene Merkmale wie Rasse, Alter oder Geschlecht theoretisch keine Rolle. Je moderner eine Gesellschaft wird, desto geringer ist die Bedeutung des Geschlechts als Ordnungsfaktor.

Steht die Kategorie des Geschlechts im Zentrum der Koedukationsdebatte, so kommt ihr von Anfang an eine irritierende Ambivalenz zu. Das Geschlecht schillert in seiner Bedeutung zwischen einer anthropologischen Konstanten, einer soziokulturellen Variablen, einer natürlichen Markierung und einer politischen Zuordnung (Trettin 1994, S. 228). Wobei die Unentschiedenheit des Begriffs einem doppelten Dualismus geschuldet ist: dem Dualismus männlich versus weiblich, der nicht mehr definiert werden kann, und dem Dualismus sex versus gender, der auf fatale Weise die Naturalisierung der Geschlechterdifferenz zu tradieren scheint.

Den ersten Dualismus haben wir bereits angesprochen. Der zunehmende Einschluß von Frauen in die anonymen Systeme der modernen Gesellschaft führt zur Deinstitutionalisierung des Geschlechterverhältnisses (Heintz / Nadai 1998) und zur Auflösung der Gleichsetzung von Mensch und Mann. Mit der Annäherung der Lebenslagen der Geschlechter nehmen die Unterschiede zwischen den Frauen zu (ebd., S. 76). Es wird immer schwieriger zu erkennen, inwiefern sich Frauen und Männer überhaupt unterscheiden. Letztlich bleibt nur die nackte Operation des *Unterscheidens* – die *Bezeichnung* der einen Seite im Unterschied zur anderen fällt inhaltlich vage und leer aus.⁶ Dem "Mann ohne Eigenschaften" (Musil) rückt die "Frau ohne Eigenschaften" (Luhmann 1996, S. 150) zur Seite, da sich keine geschlechtsneutrale

⁵ Auch wenn die einzelne Familie sehr wohl als ein System betrachtet werden kann, bildet die Gesamtheit der Familien kein soziales System im Sinne von Wirtschaft, Recht oder Wissenschaft.

⁶ Nicht nur die Frauen-, sondern vielleicht noch mehr die Männerforschung zeigt, wie schwierig es ist, den Kategorien "Frau" und "Mann" eine Bedeutung zu geben, die über regressive Phantasien hinausgeht.

Basis mehr findet, um zu bestimmen, welches die Eigenschaften des Menschen sind.

3. Die Aufhebung des Geschlechts im Individuum

Die doppelte Einsicht, daß Frauen nicht abartige Menschen, sondern anders als Männer sind, daß ihre Andersartigkeit aber – genausowenig wie diejenige der Männer – nicht mehr bezeichnet werden kann, ist für eine Bewegung. die sich um den Begriff des Geschlechts versammelt weiß, von lähmender Konsequenz. Es erstaunt daher nicht, daß im Laufe der 70er Jahre eine Variante des Feminismus entstanden ist, die an den überkommenen Geschlechtscharakteren festhalten will, wenn auch mit umgekehrtem Vorzeichen (Young 1989, S. 46ff.). Wird das Menschliche mit dem Weiblichen gleichgesetzt, dann erscheint das Männliche als das Abweichende und Defizitäre. Doch die Umwertung der Werte, d. h. die Verwandlung des Androzentrismus in einen Gynozentrismus, kann nicht gelingen, da die Entlarvung der männlichen Vorherrschaft einen Emanzipationsschub für beide Geschlechter bringt. Frau und Mann werden von den traditionellen anthropologischen Festsetzungen befreit. Das vermag die Auseinandersetzung um den gynozentrischen bzw. Differenzfeminismus anschaulich zu zeigen. Sie hat mit dem zweiten Dualismus zu tun, von dem die Rede war: sex versus gender.

Dem gynozentrischen Feminismus ist von Anfang an heftige Opposition erwachsen, wobei GILLIGANS These einer "weiblichen Moral" so etwas wie den Kristallisationspunkt der Kontroverse darstellt. GILLIGAN (1991) operiert insofern mit der – bereits von BEAUVOIR formulierten – Unterscheidung von natürlichem und sozialem Geschlecht, als sie die beiden moralischen Orientierungen, die sie unterscheidet, nicht zwingend den biologischen Geschlechtern zuordnet. Von Kritikerinnen wird ihr allerdings genau dies vorgeworfen, nämlich das Geschlecht als metaphysische Kategorie zu verwenden, womit die Auffassung, das Weibliche sei natürlicherweise vom Männlichen verschieden, zementiert werde. Doch gleichzeitig erfährt sie von anderer Seite Zustimmung, da sie die empirisch gefundenen Differenzen zwischen den Geschlechtern gerade nicht naturalisiere, sondern als Effekte von Sozialisationsprozessen ausweise.

Wer auch immer Recht haben mag, diejenigen, die GILLIGAN als Partisanin des Gleichheitsdiskurses sehen, oder diejenigen, die glauben, sie vertrete einen Differenzansatz, die Kontroverse um eine besonders geartete "weibliche Moral" förderte ein Dilemma zutage. Entweder werden die Besonderheiten der Frauen auf Umstände ihrer Sozialisation und Lebensform zurückge-

führt, dann muß sich aufgrund der zunehmenden Modernisierung der Gesellschaft, die auch den Frauen Individualität zugesteht, die Differenz der Geschlechter in moralischer und anderer Hinsicht als kontingent erweisen. Oder aber die weibliche Sonderart wird auf ein natürliches Substrat bezogen, womit die als überwunden geglaubte Naturalisierung der Geschlechterdifferenzen in Form von Geschlechtscharakteren zurückkehrt.

Bereits das (empirische) Konzept der Androgynie, wie es von BEM (1974) entwickelt wurde, hatte die Dichotomie von Mann (männlich) und Frau (weiblich) in einem Vierfelderschema aufgelöst, in dem das eindeutig Männliche und das eindeutig Weibliche nur mehr zwei Zellen besetzen, denen ein androgyner und ein undifferenzierter Geschlechtertypus zur Seite stehen.⁷ Der normative und stereotype Charakter dieser Typologie löste jedoch scharfe Kritik aus, die sie nicht lange überleben ließ. BEM selber räumte ein, ihr Konzept der Androgynie reproduziere die Geschlechterpolarisierung, die sie eigentlich aufheben wolle, indem es Maskulinität und Femininität als begriffliche Gegebenheiten betrachte (BEM 1993, S. 124). Das Androgyniekonzept von BADINTER (1988) brachte das BEMsche Schema dann gleichsam zur Explosion. Androgynie ergibt sich für BADINTER nicht länger als definiertes Mischverhältnis feststehender Eigenschaften des Männlichen und des Weiblichen, sondern als beliebiges Konglomerat von männlichen und weiblichen Anteilen. Alle sind wir gemäß BADINTER mixta composita, für die das Ich den absoluten Wert darstellt. Geht es schon bei BEM nicht mehr um eine Komplementarität der Geschlechter, so postuliert BADINTER eine Angleichung, die die Geschlechtsunterschiede obsolet werden läßt.

Gleichheit scheint nur mehr mit Individualität kombinierbar zu sein. Als Individuen sind die Menschen voneinander verschieden, als Menschen sind sie sich gleich. Die Differenz wird dadurch abstrakt. Sie kann nicht mehr klassifikatorisch an kategorialen Merkmalen festgemacht werden. Jede und jeder ist auf seine und ihre Weise von allen anderen verschieden. Gleichheit referiert auf eine rein formale anthropologische Kategorie Mensch, Differenz erschließt einen unendlichen Raum inhaltlich beliebiger Unterschiede. Das Geschlecht verdampft zum nebulösen Schimmer, der sich konturlos auf das sozial- und erziehungswissenschaftliche Forschungsfeld legt.

⁷ Maskulinität und Femininität wurden nicht bipolar, sondern unipolar verstanden, unterstellend, daß sie nicht nur unabhängig voneinander *variieren*, sondern auch unabhängig voneinander *definiert* werden können.

4. Doing und undoing gender

Es scheint nahezuliegen, angesichts des Dilemmas zwischen Gleichheitsund Differenzansatz auf beide zu setzen. So fordert Prengel eine "egalitäre
Differenz", d. h. "... sowohl die wechselseitige Anerkennung von Gleichheit
als auch die wechselseitige Anerkennung von Verschiedenheit der Geschlechter" (Prengel 1987, S. 31 – Hervorhebung W.H.).8 Als kategorialer
Anspruch formuliert, erzwingt das Postulat der Anerkennung von Differenz,
daß das Geschlecht in irgendeiner Hinsicht von Bedeutung ist, während das
formale Postulat der Gleichheit damit vereinbar ist, daß das Geschlecht auch
bedeutungslos sein kann. Solange Gleichheit über den Leisten des Geschlechts geschlagen wird, müssen die Geschlechter irgendwie verschieden
sein. Denn Gleiches kann nur in bezug auf Ungleiches erkannt werden. Und
Gleichheit kann nur solange als Ziel formuliert werden, wie es Ungleichheit
gibt. Ans Geschlecht gebunden und zum pädagogischen Programm erhoben,
führt die Paradoxie einer "Unterscheidung, die nicht unterscheidet" (LuhMANN 1996, S. 127), zur Remythisierung der Geschlechterdifferenz.

Geht es in der Koedukationsdebatte um die Gleichstellung der Geschlechter, so erhält sie ihre Orientierung von dem, was sie ablehnt, nämlich Ungleichheit. Sie ist gezwungen, etwas zu sehen, was sie nicht sehen möchte. Damit steht sie in Gefahr, durch Fokussierung irgendwelcher empirisch aufdeckbarer Differenzen zwischen den Geschlechtern nicht zur Gleichstellung von Mann und Frau, sondern zur Fortschreibung eines polarisierenden Geschlechterdenkens beizutragen. Für die Koedukationsdebatte ergibt sich damit eine zweiteilige Prognose: Entweder sie geht endlos weiter, weil ihr aus logischen Gründen kein Ende bereitet werden kann, oder sie verläuft im Sand, weil sich schließlich niemand mehr für ihre Spitzfindigkeiten interessiert.

Gibt es einen dritten Weg? Einen möglichen Ausweg aus dem skizzierten Dilemma sehe ich darin, die Frage nach dem Was der Geschlechterdifferenzen zu sistieren und durch die Frage nach dem Wie ihrer Erzeugung zu ersetzen. Das Geschlecht bildet eine kulturelle Ressource, die bei der Bewältigung der alltäglichen Anforderungen an die Lebensführung von zentraler Bedeutung ist. Während es einer kontextfrei betriebenen Geschlechterforschung gelingen wird, immer wieder von neuem Differenzen zutage zu fördern, da sich allemal irgendwelche Unterschiede zwischen Mann und Frau finden lassen, ist nicht gesagt, daß solche abstrakt nachweisbaren Differenzen auch praktisch von Bedeutung sind. Ob Unterschiede, die zu treffen möglich ist,

⁸ Zur Kritik vgl. HERZOG 1994, S. 81ff.

auch tatsächlich einen Unterschied machen, ist davon abhängig, wie Menschen mit ihrem Geschlecht und der Differenz ihres Geschlechts umgehen. Es müßte daher ein sinnvolles Unterfangen sein zu untersuchen, wie im Alltag mit der zunehmenden Unhandlichkeit der Geschlechterkategorien umgegangen wird, und dies auch im Kontext des koedukativen Unterrichts. Wenn über Geschlechtsidentität nur mehr gesagt werden kann, "... daß sie den Einzelnen nicht mehr aufoktroyiert, sondern als ein Thema der Selbstinterpretation anheimgestellt ist" (NAGL-DOCEKAL 1992, S. 530), dann müßte die Verschiebung des Interesses von der Differenz auf den Prozeß ihrer Erzeugung ein Johnenswerter Schritt sein.

Ich schlage vor, das Geschlecht theoretisch als eine kulturelle (symbolische) Größe im Rahmen einer modernitätstheoretischen Perspektive zu verwenden. Das Geschlecht wird nicht passiv übernommen, sondern aktiv erarbeitet. Der Begriff des doing gender (WEST / ZIMMERMAN 1987) verweist auf die Konstruktion von Geschlecht und Geschlechterdifferenz durch die Betroffenen selbst. Dabei zeigt die soziologische Analyse, daß die Geschlechtlichkeit von Personen als Hintergrundphänomen zwar immer wieder deutlich wird, aber nicht in jedem Kontext von gleicher Bedeutung ist (HEINTZ / NADAI 1998, S. 82). In diesem Sinne kritisiert HIRSCHAUER die ethnomethodologische Ansicht eines ununterbrochenen Prozesses des doing gender und postuliert eine Diskontinuität: "... der Prozeß der Geschlechtskonstruktion besteht aus Episoden, in denen Geschlecht in sozialen Situationen auftaucht und verschwindet" (HIRSCHAUER 1994, S. 677). Damit wird unterstellt, daß es Situationen gibt, in denen das Geschlecht keine Rolle spielt oder gar aktiv heruntergespielt wird. Da es sich dabei ebenfalls um konstruktive Leistungen handelt, schlägt HIRSCHAUER vor, von "undoing gender" zu sprechen (ebd., S. 678).

Studien zum gender management in der Arbeitswelt (HEINTZ / NADAI 1998, S. 81ff.) zeigen, daß die Deinstitutionalisierung des Geschlechterverhältnisses nicht zur Irrelevanz der Geschlechterdifferenz führt. Doch das Geschlecht kann nicht länger als eine strukturelle Größe verstanden werden, von der Mann und Frau schicksalhaft betroffen wären. Als symbolische Wirklichkeit werden die Geschlechterkulturen von den sozialen Akteuren erzeugt. Kulturen lassen sich als aushandelbare Orientierungssysteme verstehen, mittels derer Menschen ihrer Wirklichkeit Sinn verleihen (MÜLLER 1984, S. 352ff.; WIMMER 1996).

Liegt im Fokus des Forschungsinteresses der Prozeß der Erzeugung und Neutralisierung von Geschlecht und Geschlechterdifferenz, so wird ersichtlich, daß das doing und undoing gender nicht nur Menschen, sondern auch Sachen und Institutionen betrifft. Insofern sich das dichotome Schema männ-

lich versus weiblich in eine Vielzahl anderer Dichotomien projizieren läßt (warm-kalt, hart-weich, privat-öffentlich, Körper-Geist, Stoff-Form, passivaktiv, Natur-Kultur, rational-intuitiv etc.), kann es zur kognitiven Strukturierung von Wirklichkeit schlechthin verwendet werden (DEAUX 1984, S. 110ff.). Maskulinität und Femininität sind "kulturelle Linsen" (BEM 1993, S. 125), durch die auf beliebige Objekte ein polarisierendes Licht geworfen werden kann. Sprechen wir von einem Prozeß der genderization (BEARDS-LEY) bzw. der Sexuierung (HIRSCHAUER 1989, S.103), so scheint beinahe alles sexuiert werden zu können, zum Beispiel auch Unterrichtsfächer.

Verschiedene Untersuchungen zeigen, daß Mädchen und Jungen gewisse Schulfächer mit zum Teil starken Konnotationen von Männlichkeit und Weiblichkeit belegen (ARCHER / MACRAE 1991; HERZOG 1996, S. 82f.). In einer eigenen Studie mit Semantischen Differentialen zu den Begriffen "Physik", "französische Sprache", "Mann" und "Frau" ergaben sich hohe Korrelationen zwischen "Physik" und "Mann" einerseits und "französische Sprache" und "Frau" andererseits (vgl. Tabelle 1).9

Interessant an diesen Daten ist, daß sie keine Geschlechterdifferenz im üblichen Sinn ausweisen und trotzdem eine stark geschlechtstypisierte Wahrnehmung der beiden Fächer Physik und Französisch anzeigen. Was die Physik anbelangt, auf die ich mich im folgenden beschränken will, verweisen die Ergebnisse für die Schülerinnen – im Unterschied zu den Schülern – insofern auf ein Problem, als die Konnotationen des Faches dem Bild des eigenen Geschlechts entgegenlaufen. Anzunehmen ist, daß der Physikunterricht ein Ausmaß an doing gender auslöst wie kaum ein anderes Fach. Das Lernen von Physik ist unterschwellig immer auch ein Aushandeln von Geschlecht, was denjenigen Auftrieb gibt, deren Geschlecht obsiegt, während die anderen demotiviert werden (HERZOG 1996, 1998).

Ein undoing gender zur Neutralisierung der männlichen Konnotationen des Physikunterrichts ist den Mädchen kaum möglich. Und zwar deshalb nicht, weil sie auf ein zum Teil massives doing gender seitens der Jungen stoßen. Es ist gut bekannt, wie sehr Schüler in Mathematik, Naturwissenschaften und Technik nicht nur von ihrer Kompetenz überzeugt sind, auch wenn sie leistungsmäßig den Schülerinnen keineswegs vorausliegen, sondern diese Voreingenommenheit auch deutlich artikulieren (FAULSTICH-WIELAND 1991, S. 63ff., 89f.; HERZOG 1996, S. 77ff.). Dazu kommt, daß Jungen und Männer ein stärkeres Bedürfnis haben als Mädchen und Frauen, ihre Identität

⁹ Weiterführende Informationen finden sich in HERZOG 1996, 1998.

Tabelle 1: Interkorrelationen der Semantischen Differentiale zu den Begriffen Mann, Frau, Physik und französische Sprache

Total (N = 581)	Mann	Frau	frz. Sprache
Physik	.64***	15	04
Mann		.30	.42*
Frau			.92***
Mädchen (N = 388)	Mann	Frau	frz. Sprache
Physik	.59**	15	05
Mann		.41*	.50*
Frau			.92***
Jungen (N = 193)	Mann	Frau	frz. Sprache
Physik	.71***	15	02
Mann		.07	.24
Frau			.92***

^{***:} p < .001; **: p < .01; *: p < .05

Stichprobe: Schülerinnen und Schüler aus deutschschweizerischen Gymnasien und Seminarien (Durchschnittsalter: 17.1 Jahre); Erhebung der Daten: August 1995

vom anderen Geschlecht abzugrenzen (BADINTER 1988, S. 216ff.; HAGE-MANN-WHITE 1984, S. 68, 90ff.; HEINTZ / NADAI 1998, S. 82; MACCOBY 1995, S. 351; Tyrell 1986, S. 465). Männer sind gleichsam natürlicherweise Differenztheoretiker, die – aus naheliegenden Gründen – ein Interesse daran haben, sexuierte Kontexte nicht zu neutralisieren. Darauf verweist auch das Korrelationsmuster der Begriffe "Mann" und "Frau" in Tabelle 1. Während die Jungen praktisch keine Gemeinsamkeiten zwischen den Geschlechtern zu erkennen vermögen (r = .07, n.s.), besteht aus der Sicht der Mädchen eine vergleichsweise hohe Übereinstimmung (r = .41, p < .05). Die Angleichung der Geschlechter scheint den Jungen bedeutend mehr Angst zu machen als den Mädchen. Die Schülerinnen stoßen im Physikunterricht somit nicht nur auf ein männlich konnotiertes Fach, sondern auch auf ein

Verhalten der Mitschüler, das die Sexuierung des Faches durch geschlechtliche Grenzziehung zusätzlich akzentuiert. 10, 11

Ein undoing gender ist von seiten der Schülerinnen auch deshalb nicht zu erwarten, weil sie in einem Alter mit Physik konfrontiert werden, in dem sie ihre eigene Geschlechtsidentität zu finden haben. Geht es darum, sich selbst als geschlechtliches Wesen zu erkennen, können Schülerinnen in einem als männlich perzipierten Fach in ein unlösbares Dilemma geraten. Erfolg in Physik kann bedeuten, die eigene Geschlechtsidentität als Frau zu verlieren. Mißerfolg kann geradezu zur Bestätigung der eigenen Geschlechtsidentität werden.

Schließlich weist auch die Schülerrolle geschlechtliche Konnotationen auf. Das traditionelle Stereotyp der Weiblichkeit ist mit Passivität, Expressivität, Sozialität und Abhängigkeit assoziiert, dasjenige der Männlichkeit mit Aktivität, Instrumentalität, Konkurrenz und Unabhängigkeit. Die Konnotationen des Weiblichen entsprechen eher der Schülerrolle im sozialen Bereich (Integration der Schulklasse, Kommunikation), die Konnotationen des Männlichen eher der Schülerrolle im Leistungsbereich (Individualität, Wettbewerb). Mädchen und Jungen erfüllen je andere Erwartungen der Schule an ein konformes Schüler/innenverhalten. Beide Geschlechter geraten in einen Widerspruch zur schulischen Wertstruktur, nur ist der Widerspruch für die Schülerinnen bei weitem gravierender, da in einer meritokratischen Gesellschaft Leistungen und nicht prosoziale Tugenden über Lebenschancen entscheiden.

Nicht in allen Fächern kumulieren die Schwierigkeiten gleichermaßen zuungunsten der Schülerinnen wie im Fach Physik. Auch ist noch wenig bekannt, wie sich die Situation in anderen Fächern darstellt und inwiefern Schüler in weiblich konnotierten Fächern wie dem Französischunterricht auf analoge Probleme stoßen. Das Beispiel der Physik zeigt jedoch exemplarisch, wie ein Verständnis von Geschlecht als kultureller Ressource in ein Forschungsprogramm umgesetzt werden kann. Das Geschlecht kann als ein

¹⁰ Angesichts der Tatsache, daß Physiklehrkräfte (zumindest in der Schweiz und in Deutschland) vorwiegend männlichen Geschlechts sind, ist zu erwarten, daß auch von dieser Seite ein undoing gender der Schülerinnen kaum zugelassen wird. Darauf verweisen Ergebnisse aus einem Gruppengespräch, das Buchen (1996) mit drei Physiklehrerinnen geführt hat.

¹¹ Dem koedukativen Unterricht wird gelegentlich unterstellt, er trage generell zur Polarisierung der Geschlechter bei (z.B. MARTIAL 1987, S. 33ff.). Ich bezweifle, daß dies so zutrifft. Vermutlich tritt der Effekt nur in sexuierten Fächern auf und möglicherweise auch nur in Fächern, die männlich sexuiert werden.

System von Symbolisierungen verstanden werden, das von Individuen dazu genutzt wird, um im Rahmen der Einschränkungen, die ihnen die natürliche und die soziale Wirklichkeit auferlegen, eine kognitive Orientierung zu gewinnen. Dabei ist mit einer großen Bereitschaft zu rechnen, die Welt durch eine polarisierende Geschlechterlinse zu sehen. Wie Hirschauer bemerkt, lebt das Schema der Zweigeschlechtlichkeit von der "Bildförmigkeit sozialer Wirklichkeit" (Hirschauer 1994, S. 672). Im Normalfall wird das Geschlecht weder erfragt noch mitgeteilt, sondern erschaut und dargestellt. Darin liegt die Verführung zur Ontologie. Denn über das Offensichtliche braucht man nicht zu sprechen. Es erscheint nicht als Repräsentation von Wirklichkeit, sondern als diese selbst. 12 In einer abstrakten Gesellschaft, die ihr Wesen nicht offen zeigt, erzeugt das Geschlechterschema Sichtbarkeit, Anschaulichkeit und ein Gefühl der Vertrautheit.

Ich behaupte nicht, daß die Koedukationsdebatte mit diesen Überlegungen auf eine völlig neue Basis gestellt wird. Schon BEM hat der Geschlechterforschung empfohlen, to look at the culture's gender lenses rather than through them ..." (BEM 1993, S. 2). Auch nach KNAPP (1998) ginge es darum, anstatt wie bisher den Gegenstand der Geschlechterforschung mit Was-Fragen einzudecken und auf feminine und maskuline Merkmale hin zu untersuchen, nach dem Wie zu fragen, d. h. nach den Praktiken, die Menschen anwenden, um mit Geschlechtererfahrung umzugehen. Ganz in diesem Sinn hat NUNNER-WINKLER die Resistenz der "Zwei-Moralen-Theorie" gegen alle "Einwände und Gegenevidenzen" mit der kulturell tief verwurzelten "alltagsweltlichen Plausibilität" des Geschlechterdualismus erklärt (NUNNER-WINKLER 1994, S. 420f.). Ob die Geschlechter wirklich verschieden sind und inwiefern sie sich tatsächlich unterscheiden, wird zweitrangig angesichts der Frage, wie allfällige Unterschiede und Verschiedenheiten individuell und sozial konstruiert werden. Es ginge darum zu untersuchen, wie in vermeintlich geschlechtsneutralen Institutionen wie der Schule Unterschiede zwischen den Geschlechtern in Benachteiligungen verwandelt werden. Von der Nutzung der Geschlechterkategorie im Rahmen von Wie-Fragen wäre zu erwarten, daß die Koedukationsdebatte nicht länger den Unwägbarkeiten einer dilemmatischen Gegenstandsbestimmung ausgesetzt bliebe.

¹² Ontologie ist Festschreibung von Wirklichkeit im Modus des Sehens. Der Augenblick läßt das Sein wie ewig erscheinen (HERZOG 1991, S. 14ff.).

5. Vom Dekonstruktivismus zum Konstruktivismus

Wer davon spricht, Menschen würden ihre Wirklichkeit konstruieren, muß präzisieren, wie er verstanden sein will. Wenn vorausgehend davon die Rede war, Geschlechterdifferenzen würden erzeugt, dann ist dies nicht im Sinne einer dekonstruktivistischen Position gemeint. Der Dekonstruktivismus tritt mit der Absicht an, die Dichotomien des "phallogozentrischen" Denkens zu unterlaufen. Männlichkeit und Weiblichkeit werden als Produkte diskursiver Praktiken bloßgelegt, die als Natur ausgeben, was in Wahrheit eine kulturelle Festschreibung ist. Wenn Unterschiede auf Unterscheidungen zurückgehen, dann – so geht die Überlegung – müßte es möglich sein, den Unterschied der Geschlechter gleichsam in statu nascendi festzuhalten. Der Unterschied (différence) verwandelt sich in einen Aufschub (différance). Die différance vermag die "Herrschaft des Seienden" zu erschüttern und "ins Schwanken [zu] bringen" (DERRIDA 1976, S. 29). Dadurch verliert die Kategorie des Geschlechts die Kraft zur Bezeichnung von Wirklichkeit.

In der Methode, die Gegensatzstruktur des Geschlechterverhältnisses "gleichsam zum Explodieren zu bringen", sieht Butler einen Weg, um "männliche Hegemonie und Zwangsheterosexualität ihrer meistgehüteten Prämissen zu berauben" (Butler 1991a, S. 71). Doch die Methode empfiehlt sich eher für *Meditationen* als für wissenschaftliche Untersuchungen. Das Anliegen der Meditation ist die Auflösung von Unterscheidungen, um zur Unterschiedslosigkeit der primordialen Wirklichkeit vorzustoßen (NARANJO / ORNSTEIN 1980, S. 132ff.). Das Anliegen der Wissenschaft ist dagegen die Analyse, und dabei sind Differenzierungen und Grenzziehungen unvermeidlich. Erkenntnis beruht auf Unterscheidung. Der Versuch, den Prozeß der Unterscheidung meditativ zu unterlaufen, ist kaum geeignet, die Geschlechterforschung zu beleben. Die "fließende Ungewißheit der Identitäten" (Butler 1991b, S. 203) führt nicht nur in den Postfeminismus, sondern auch zum vorzeitigen Ende der Koedukationsdebatte.

Gemäß Butler gibt es keine natürliche Basis für den Begriff des Geschlechts, weshalb die Unterscheidung von sex und gender "letztlich gar keine Unterscheidung ist" (Butler 1991b, S. 24). Auch das natürliche Geschlecht sei eine diskursive Realität. Doch die Behauptung, sex wolle einen Körper "frei von kulturellen Prägungen" (Butler 1991a, S. 57) bezeichnen, ist unsinnig. Wenn Butler sagen will, die Begriffe, mit denen wir sex und gender unterscheiden, ließen sich nicht ihrerseits auf die beiden Seiten von Natur und Kultur verteilen, da sie beide kultureller Art sind, dann ist die Aussage trivial. Denn selbstverständlich ist nicht nur die wissenschaftliche Beschäftigung mit gender, sondern auch diejenige mit sex eine kultu-

relle Tätigkeit. Wenn die Behauptung, sex und gender seien "durch und durch kulturelle Angelegenheiten" (ebd., S. 64), jedoch sagen will, zwischen Natur und Kultur ließe sich nicht vernünftig differenzieren, dann ist sie absurd.

Einiges spricht dafür, daß Butler im zweiten Sinn verstanden werden will. Dann aber beruht die Dekonstruktion der Differenz von sex und gender auf einem Verständnis des Verhältnisses von Natur und Kultur, das überholt ist (Herzog 1999). Natur und Kultur erscheinen als sich gegenseitig ausschließende Bedingungen von Geschlecht. Das Natürliche wird mit dem Biologischen gleichgesetzt und das Biologische mit dem Unveränderlichen. Butler postuliert, man könne "... den Körpern keine Existenz zusprechen, die der Markierung ihres Geschlechts vorherginge" (Butler 1991b, S. 26). Auch Hirschauer gilt der Körper "... nicht als Basis, sondern als Effekt sozialer Prozesse ..." (Hirschauer 1989, S. 101). Im Sinne von Derridas différance wird das Geschlecht "zu einem freischwebenden Artefakt" (Butler 1991b, S. 23). Die Dekonstruktion des Körpers im Medium der Meditation führt zu einer begrifflichen Leere, in der sex und gender als reine Fiktionen erscheinen.

Wie Maihofer (1994) zeigt, ist in neueren Versuchen, das Geschlecht als soziale Konstruktion auszuweisen, genau dies zu beobachten: es wird zur bloßen Erfindung. So spielt Butler mit dem Gedanken, der natürliche Körper und das natürliche Geschlecht könnten Fiktionen sein (Butler 1991a, S. 65, 71); sie hält es für glaubwürdig, "... daß die Geschlechtsidentität auf der instabilen Grundlage menschlicher Erfindung ruht" (ebd., S. 62). Gedacht als "Fabrikation" und "kulturelle Fiktion" (Butler 1991b, S. 200ff.), verliert das Geschlecht den Charakter einer Existenzweise und wird auf ein Konstrukt reduziert, dessen Realität ausschließlich diskursiv begründet ist. Dabei gebraucht Butler Begriffe wie "Diskurs", "Macht" und "Kultur" "... als unhistorische ontologisierte Instanzen, denen in toto eine Produktionsmacht und damit die kausale Rolle zur Erzielung von Effekten zugeschrieben wird" (Trettin 1994, S. 221). Der Mensch wird zur tabula rasa, auf der die diskursiven Mechanismen der Sozialisation ihre Zeichen einschreiben.

Zu behaupten, es gebe keine biologisch begründeten Geschlechterdifferenzen, sondern nur solche, die unter historischen Bedingungen sozial konstruiert werden, kommt der These gleich, die Biologie sei nicht in der Lage, mit Hilfe ihrer Methoden wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen. Die zur völligen Strukturlosigkeit entgrenzte Natur ist jedoch genauso eine diskursiv erzeugte Natur wie die Natur der biologischen Forschung. Ist der Kör-

¹³ In eine ähnliche Richtung geht die Kritik von BENHABIB 1995, S. 236ff.

per eine "Bezeichnungspraxis" (BUTLER 1991b, S. 204, 212), dann kann seine Bestimmung als "profane Leere" (BUTLER) nicht *mehr* Wirklichkeit für sich beanspruchen als eine anatomisch, hormonal, gonadonal oder genetisch identifizierte Differenz der Geschlechter. Der feministische Dekonstruktivismus erweist sich als Opfer jenes Naturverständnisses, mit dem die Ausgrenzung der Frauen aus dem Horizont der Menschen legitimiert wird (vgl. Abschnitt 1). In seiner Überreaktion auf eine repressive Geschlechtermetaphysik entgeht ihm, daß der Begriff der Natur nicht *per se* ideologisch sein muß. 14

Als Antidot gegen die dekonstruktivistische Entleerung der Natur empfiehlt sich eine konstruktivistische Position. Im Unterschied zum Dekonstruktivismus geht der Konstruktivismus von der Existenz eines prädiskursiven (organismischen) Subjekts aus (GLASERSFELD 1996). Anders als BUTLER (1991b, S. 209ff.) annimmt, gibt es sehr wohl einen "Täter hinter der Tat". Konstrukteur der Wirklichkeit ist immer das Individuum. Schon die Rede von der "sozialen Konstruktion von Wirklichkeit" ist metaphorischer Art und verschleiert die Tatsache der radikalen Erfahrungsgebundenheit aller Erkenntnis. Konstruktionen sind strukturdeterminiert, d. h. ihre Kausalität ist systemrelativ. Es gibt keine kognitive Kausalität, die über Systemgrenzen hinausreicht. Das bedeutet, daß der Konstruktionsbegriff nur in intransitiver Verwendung zulässig ist. Wo der Dekonstruktivismus als Subjekt der diskursiven Konstruktionen die Sprache und die Kultur ansetzt, da geht der Konstruktivismus vom individuellen Subjekt als Konstrukteur aus.

Konstruktion ist weder Entdeckung noch Erfindung von Wirklichkeit. Wie GOODMAN deutlich macht, erzeugen wir unsere Weltversionen nicht aus dem Nichts einer meditativ entleerten Natur, sondern aus bereits vorhandenen Versionen: "... das Erschaffen ist ein Umschaffen" (GOODMAN 1984, S. 19). Der Konstruktivismus ist ein anfangloses Denken, dem jedes Beginnen ein Schonbegonnenhaben ist (Luhmann 1996, S. 109). Während der Dekonstruktivismus die Illusion nährt, Wirklichkeit ließe sich ab ovo neu schöpfen, geht der Konstruktivismus von Einschränkungen aus, die die beliebige Konstruktion von Wirklichkeit nicht zulassen. Als Handelnde werden die Menschen von Widerfahrnissen betroffen. Die Kontingenz kann aus der Analyse des doing und undoing gender nicht ausgespart werden. Sowohl unser Körper wie die Reaktionen anderer auf unsere körperliche Existenz markieren Grenzen, an die wir bei unseren Konstruktionen von Wirklichkeit anstoßen.

¹⁴ Zur Kritik am Antibiologismus der Frauenbewegung vgl. auch Sichtermann 1987, S. 9ff.

Mit der Frage nach dem Wie der Erzeugung von Geschlechterdifferenz ist in theoretischer Hinsicht eine Abkehr von mechanistischen Erklärungsansätzen verbunden. Das Wie verweist auf die aktive und eigentätige Konstruktion von sozialer Wirklichkeit. Es geht darum, die Edukanden von ihrem Objektstatus zu befreien und als Subjekte der Sexuierung ihres Selbst und ihrer Umwelt anzuerkennen. Wie JUNGWIRTH (1991, S. 584) bemerkt, macht ein großer Teil der Koedukationsforschung die Mädchen zu Opfern und verfestigt damit das Stereotyp weiblicher Passivität. Auch eine "reflexive Koedukation" kann nicht machen, was allein in der Kompetenz der Schülerinnen und Schüler liegt. Wenn die Koedukationsforschung nicht selber zur Krankheit werden will, als deren Heilung sie sich versteht, dann muß sie von der Suche nach dem Was der Geschlechterdifferenz Abschied nehmen und sich derjenigen nach dem Wie ihrer Erzeugung zuwenden. Auf die Frage, ob die Koedukationsdebatte überleben wird oder nicht, gebe ich zur Antwort: Sie wird überleben, wenn es gelingt, das Geschlecht nicht länger kategorial, sondern prozessual zu begreifen.

Literaturverzeichnis

- ARCHER, J. / MACRAE, M.: Gender Perceptions of School Subjects among 10-11 Year-Olds. In: British Journal of Educational Psychology 61 (1991), S. 99-103.
- BADINTER, E.: Ich bin Du. Die neue Beziehung zwischen Mann und Frau oder: Die androgyne Revolution. München ⁴1988.
- BEAUVOIR, S. DE: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek 1990.
- BEM, S.: The Measurement of Psychological Androgyny. In: Journal of Consulting and Clinical Psychology 42 (1974), S. 155-162.
- BEM, S.: The Lenses of Gender. Transforming the Debate on Sexual Inequality. New Haven: Yale University Press 1993.
- Benhabib, S.: Selbst im Kontext. Kommunikative Ethik im Spannungsfeld von Feminismus, Kommunitarismus und Postmoderne. Frankfurt 1995.
- Buchen, S.: Weiblichkeit und "harte" Naturwissenschaften. Über eine Belastung besonderer Art bei Lehrerinnen. In: Die Deutsche Schule 88 (1996), S. 328-343.
- BUTLER, J.: Variationen zum Thema Sex und Geschlecht. Beauvoir, Wittig und Foucault. In: NUNNER-WINKLER, G. (Hrsg.): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik. Frankfurt 1991, S. 56-76 (a).
- BUTLER, J.: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt 1991 (b).
- DEAUX, K.: From Individual Differences to Social Categories. Analysis of a Decade's Research on Gender. In: American Psychologist 39 (1984), S. 105-116.
- DERRIDA, J.: Die différance. In: Ders.: Randgänge der Philosophie. Frankfurt 1976, S. 6-37.
- FAULSTICH-WIELAND, H.: Koedukation Enttäuschte Hoffnungen? Darmstadt 1991.

- FAULSTICH-WIELAND, H. / HORSTKEMPER, M.: 100 Jahre Koedukationsdebatte und kein Ende. In: Ethik und Sozialwissenschaften 7 (1996), S. 509-520.
- Fraisse, G.: Geschlecht und Moderne. Archäologien der Gleichberechtigung. Frankfurt 1995.
- Freud, S.: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Und Neue Folge. Studienausgabe, Bd. I. Frankfurt 1974.
- DERS.: Sexualleben. Studienausgabe, Bd. V. Frankfurt 1982.
- Frevert, U.: "Mann und Weib, und Weib und Mann." Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München 1995.
- Geheeb, P.: Die kulturelle Bedeutung der Koedukation. In. Pädagogische Warte 38 (1931), S. 487-495.
- GILLIGAN, C.: Moralische Orientierung und moralische Entwicklung. In: NUNNER-WINKLER, G. (Hrsg.): Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik. Frankfurt 1991, S. 79-100.
- GLASERSFELD, E. VON: Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt 1996.
- GOODMAN, N.: Weisen der Welterzeugung. Frankfurt 1984.
- HAGEMANN-WHITE, C.: Sozialisation: Weiblich Männlich? Opladen 1984.
- HAUSEN, K.: Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere" Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, W. (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart 1976, S. 363-393.
- Heintz, B. / Nadai, E.: Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung. In: Zeitschrift für Soziologie 27 (1998), S. 75-93.
- Herzog, W.: Feministische Wissenschaft auch ein Thema für Männer? In: Herzog, W. / Violi, E. (Hrsg.): Beschreiblich weiblich. Aspekte feministischer Wissenschaft und Wissenschaftskritik. Chur: Rüegger 1991, S. 9-27.
- Herzog, W.: Von der Koedukation zur Koinstruktion. Ein Weg zur Förderung der Mädchen im naturwissenschaftlichen Unterricht In: Die Deutsche Schule 86 (1994), S. 78-95.
- HERZOG, W.: Motivation und naturwissenschaftliche Bildung. Kriterien eines "mädchengerechten" koedukativen Unterrichts. In: Neue Sammlung 36 (1996), S. 61-91.
- Herzog, W.: Chancengleichheit und naturwissenschaftliche Bildung. Zur Förderung von Mädchen im koedukativen Physikunterricht. In: Nadai, E. / Ballmer-Cao, T.-H. (Hrsg.): Grenzverschiebungen. Zum Wandel des Geschlechterverhältnisses in der Schweiz. Chur: Rüegger 1998, S. 119-146.
- HERZOG, W.: Verhältnisse von Natur und Kultur. Die Herausforderung der Pädagogik durch das evolutionsbiologische Denken. In: Neue Sammlung 39 (1999), S. 97-129.
- HERZOG, W. / BÖNI, E. / GULDIMANN, J.: Partnerschaft und Elternschaft. Die Modernisierung der Familie. Bern: Haupt 1997.
- HIRSCHAUER, S.: Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. In: Zeitschrift für Soziologie 18 (1989), S. 100-118.

- HIRSCHAUER, S.: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 46 (1994), S. 668-692.
- HONEGGER, C.: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850. Frankfurt 1991.
- JUNGWIRTH, H.: Geschlechtsspezifische Aspekte der Interaktionen im Mathematikunterricht im Lichte der empirisch-analytischen und der interpretativen Unterrichtsforschung. In: Erziehung und Unterricht 141 (1991), S. 582-589.
- Kant, I.: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. In: Ders.: Werke in sechs Bänden, Bd. VI. Hrsg. von W. Weischedel. Darmstadt 1983, S. 395-690.
- KNAPP, G.-A.: Differenz ohne Differenzierung? Anmerkungen zur Debatte um eine "weibliche Moral". In: HORSTER, D. (Hrsg.): Weibliche Moral ein Mythos? Frankfurt 1998, S. 162-188.
- LAQUEUR, T.: Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud. München 1996.
- LUHMANN, N.: Frauen, Männer und George Spencer Brown. In: Ders.: Protest. Systemtheorie und soziale Bewegungen. Frankfurt 1996, S. 107-155.
- MACCOBY, E. E.: The Two Sexes and Their Social Systems. In: MOEN, P. / ELDER, G. H. / LÜSCHER, K. (Hrsg.): Examining Lives in Context. Washington, D.C.: American Psychological Association 1995, S. 563-597.
- MAIHOFER, A.: Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des "Geschlechts". In: WOBBE, T. / LINDEMANN, G. (Hrsg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt 1994, S. 236-263.
- MARTIAL, I. VON: Koedukation und Geschlechtertrennung in der Schule. (Pädagogik und Freie Schule, Heft 38.) Köln 1987.
- MEHLMANN, S.: Das vergeschlechtlichte Individuum Thesen zur historischen Genese des Konzeptes männlicher Geschlechtsidentität. In: Bublitz, H. (Hrsg.): Das Geschlecht der Moderne. Genealogie und Archäologie der Geschlechterdifferenz. Frankfurt 1998, S. 95-118.
- MORAVIA, S.: Beobachtende Vernunft. Philosophie und Anthropologie in der Aufklärung. Frankfurt 1989.
- MÜLLER, K.E.: Die bessere und die schlechtere Hälfte. Ethnologie des Geschlechterkonflikts. Frankfurt 1984.
- NAGL-DOCEKAL, H.: Von der feministischen Transformation der Philosophie. In: Ethik und Sozialwissenschaften 3 (1992), S. 523-531.
- NARANJO, C. / ORNSTEIN, R.E.: Psychologie der Meditation, Frankfurt 1980.
- Nunner-Winkler, G.: Eine weibliche Moral? Differenz als Ressource im Verteilungskampf. In: Zeitschrift für Soziologie 23 (1994), S. 417-433.
- Plessner, H.: Homo absconditus. In: Ders.: Die Frage nach der Conditio humana. Aufsätze zur philosophischen Anthropologie. Frankfurt 1976, S. 138-150.
- Prengel, A.: Gleichberechtigung Ein utopisches Ziel von Schulpädagogik und Lehrer/innenbildung. In: Prengel, A. / Schmid, P. / Sitals, G. / Willführ, C. (Hrsg.): Schulbildung und Gleichberechtigung. Frankfurt 1987, S. 25-36.
- SICHTERMANN, B.: Wer ist wie? Über den Unterschied der Geschlechter. Berlin 1987.

- SIMMEL, G.: Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem. In: Ders.: Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne. Gesammelte Essays. Berlin 1983, S. 52-81.
- TRETTIN, K.: Braucht die feministische Wissenschaft eine "Kategorie"? In: WOBBE, T. / LINDEMANN, G. (Hrsg.): Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht. Frankfurt 1994, S. 208-235.
- Tyrell, H.: Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38 (1986), S. 450-489.
- Weininger, O.: Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. Wien: Braumüller ¹⁶1917.
- WEST, C. / ZIMMERMAN, D. H.: Doing Gender. In: Gender and Society 1 (1987), S. 125-151.
- WIMMER, A.: Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48 (1996), S. 401-425.
- Young, I.M.: Humanismus, Gynozentrismus und feministische Politik. In: List, E. / Studer, H. (Hrsg.): Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik. Frankfurt 1989, S. 37-65.

Marianne Horstkemper/ Margret Kraul (Hrsg.)

KOEDUKATION

Erbe und Chancen

BELTZ · Deutscher Studien Verlag

Koedukation

Erbe und Chancen

Herausgegeben von Marianne Horstkemper und Margret Kraul

> DEUTSCHER STUDIEN VERLAG

Weinheim 1999

Über die Herausgeberinnen:

Dr. Marianne Horstkemper ist Professorin für Schulpädagogik an der Hochschule Vechta.

Dr. Margret Kraul ist Professorin für Allgemeine Pädagogik an der Universität Koblenz-Landau, Abt. Koblenz.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt und verbreitet werden.

Druck nach Typoskript (DTP)

© 1999 Deutscher Studien Verlag · Weinheim Herstellung der Druckvorlage: Gabi Plöger, 33178 Borchen Druck: Druck Partner Rübelmann, 69502 Hemsbach Seriengestaltung des Umschlags: Federico Luci, 50674 Köln Printed in Germany

ISBN 3 89271 871 7

Inhaltsverzeichnis

Marianne Horstkemper/Margret Kraul	
Einleitung	7
Margret Kraul	
Koedukation:	
Determinanten ihrer Geschichte	20
Nelleke Bakker/Mineke van Essen	
Der Holländische Sonderweg. Die pragmatische Entscheidung für	
Koedukation in den Niederlanden	38
James C. Albisetti	
Eine Chance für Frauenuniversitäten?	
Erfahrungen aus den Vereinigten Staaten	63
Heidemarie Kemnitz	
"Jungen und Mädchen auf einer Bank" –	
Zum Umgang mit der Koedukation in der DDR	82
Christel Adick	
Koedukation als Weg zur Feminokratie in Barbados?	
Bildungssoziologische Befunde und massenmediale Rezeption	101
Hannelore Faulstich-Wieland	
Koedukation heute – Bilanz und Chance	124
Walter Herzog	
Wird die Koedukationsdebatte überleben?	
Das Geschlecht als kulturelle Ressource	136
Helga Kelle	
Mädchen und Jungen in Aktion.	
Ethnographische Ansätze in der schulischen peer culture Forschung	157

Eva Breitenbach/Sabine Kaustrater "Einarbeiten in heterosexuelle Umgangsformen": Zur Bedeutung von Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz	184
Berno Hoffmann Erziehungswissenschaftliche Theorie	
des Jungenverhaltens	200
Marlies Hempel Familie und Beruf in den Lebensentwürfen ostdeutscher Mädchen und Jungen	229
Marianne Horstkemper	>
Zwischen Gleichheitspostulat und Rollenanpassung: Sozialisationseffekte westdeutscher Schulen	250